



Gelernt hat sie auf der Deutschen Journalistenschule in München, inzwischen ist Melanie Amann beim *Spiegel* Berliner Büroleiterin und ausgezeichnet als „Journalistin des Jahres“.

Foto: Dan Zoubek

Im besten Sinne respektlos

Haben die Medien die AfD groß gemacht? PresseClub-Interview mit der *Spiegel*-Journalistin Melanie Amann

Ob Markus Lanz, Anne Will oder Frank Plasberg, bei politischen Talkshows zählt Melanie Amann zu den TV-Stammgästen. Ausgebildet an der Deutschen Journalistenschule in München, ist die 41jährige Journalistin in nur sieben Jahren aufgestiegen von der schlagfertigen Reporterin zur Leiterin des *Spiegel*-Hauptstadtbüros in Berlin. Sie ist das weibliche Gesicht des Hamburger Nachrichtenmagazins. Wie tickt sie, wie geht es dem *Spiegel* nach dem bitteren Relotius-Skandal? Manfred Otzelberger sprach mit der Berliner Journalistin.

PC-Magazin: Der *Spiegel* galt unter seinem Gründer Rudolf Augstein, einem Angehörigen der Kriegsgeneration, als „Sturmgeschütz der Demokratie“. Ist diese Metapher heute noch aktuell?

Melanie Amann: Der *Spiegel* von heute hat immer noch den Anspruch, im harten Nachrichtengeschäft ganz vorne dabei zu sein, und das sind wir auch: Im Zitate-Ranking für 2019 stehen wir mit weitem Abstand auf Platz 1. Und das, obwohl viele Medien heute investigativ arbeiten und versuchen, starke Nachrichten heranzuschaffen. Da gibt es ja viele ehemalige *Spiegel*-Leute in führender Position. Wir sind heute vielleicht weniger zynisch und aggressiv als der alte *Spiegel*, der auch gerne mal einen Politiker abschießen wollte. Unseren Lesern geht es heute viel mehr um Einordnung, Analyse, Denkanstöße. Wir wollen ihnen nicht vorgeben, was sie denken sollen, sondern eher eine Anleitung zum Denken liefern.

Ein Politikerkalp gilt also nicht mehr als höchste Form der journalistischen Kunst?

In der Zeit, in der ich beim *Spiegel* bin, also seit 2013, habe ich den Eindruck, dass es nicht das vorrangige Ziel ist, jemand aus seinem Amt zu drängen. Wir wollen aber klar schreiben, was schief läuft. Wenn ein Politiker dann zurücktreten muss, kann das die Konsequenz sein, aber nie das Ziel. Ein Beispiel: Die *Spiegel*-Berichterstattung über Andrea Nahles und die erbitterte Kritik in der SPD-Bundestagsfraktion an ihr hat sicher dazu beigetragen, dass sie alles hingeworfen hat, aber das war nie das Ziel. Beim Thema Maut ist nicht unser Ziel, Andreas Scheuer aus dem Amt drängen, sondern es geht darum, was Scheuer dem Steuerzahler zugemutet hat. Seine Parteifreunde müssen entscheiden, ob sie ihn noch im Amt behalten wollen, nicht wir.

Wie kommt der *Spiegel* an parteiinterne Infos aus Sitzungen, die teilweise in Echtzeit von Ihnen getwittert werden?

Das geht auf jahrelange Kontaktpflege zurück, da entwickelt sich ein Vertrauensverhältnis. Wir haben ein Netzwerk an verlässlichen Informanten. Das ist wichtig, damit einen kein Einzelner aufs Kreuz legt.

Kriegen diese Informanten dann eine softere Behandlung?

Nein, sonst wären wir ja käuflich. Wir schreiben auch über die Probleme von Informanten, wenn sie welche haben. Erst dann zeigt sich, wie belastbar das Verhältnis ist.

Wie sehr hat Sie der Fall des vielfach preisgekrönten *Spiegel*-Reporters Claas Relotius erschüttert, der als notorischer Betrüger enttarnt wurde?

Heftig. Wir wurden alle überrascht. Ich gestehe, ich musste Relotius erst mal googeln, wir sind uns nie begegnet, ich habe nie mit ihm gesprochen, nicht mal auf einer Weihnachtsfeier. Er war ja in Hamburg und oft in der ganzen Welt unterwegs, ich im Berliner Büro.

Hand aufs Herz – haben Sie ihn als Leserin bewundert?

Ich war kein Fan von ihm, es war nicht so, dass ich mich jede Woche auf einen neuen Relotius als Höhepunkt der Reportagenkunst gefreut hätte. Mir sind Fakten lieber als Schönschreiberei. So ein Betrug mit falschen Quellen wäre bei uns in Berlin auch nie möglich gewesen, das wäre uns schnell um die Ohren geflogen. Gottseidank haben wir den Skandal selbst aufgedeckt. Es war eine Schocktherapie, aber es ist besser, sich am eigenen Schopf aus dem Sumpf zu ziehen.

Werden Sie in Sippenhaft genommen? Das Unwort „Lügenpresse“ ist ja ein beliebtes Motiv, um die Qualitätspresse zu verunglimpfen.

Klar, die Häme kommt von der AfD, aber nicht nur. Wir *Spiegel*-Redakteure sitzen alle in einem Boot. Da müssen wir durch. Wir gewinnen und verlieren zusammen. Wir profitieren ja auch von den guten Seiten der Marke. Es ist unser gemeinsames Haus, unser gemeinsamer Verlag.

Sie sind seit Februar 2019 Leiterin des Berliner *Spiegel*-Büros. Was hat sich für Sie geändert mit dem neuen Amt, das ja wirklich Macht bedeutet?

So eine Position öffnet Türen zu interessanten Gesprächspartnern, die früher vielleicht verschlossen waren. Andererseits kann ich nicht mehr so viel →

„Wir sind heute vielleicht weniger zynisch und aggressiv.“

Die Karriere begann an der Isar

Eine Rheinländerin ist die Allzweckwaffe der deutschen Talkshows: Melanie Amann, Jahrgang 1978, die Frau mit dem kühlen Lächeln und der scharfen Zunge, kommt aus Siegburg bei Bonn. Internationalen Wind schnupperte sie in ihrem Jurastudium in Aix-Marseille III und in Trier im Dreiländereck, an der Humboldt-Universität schloss sie das erste juristische Staatsexamen ab. Der Journalismus erschien ihr aber reizvoller, den anspruchsvollen Test für die Deutsche Journalistenschule in München bestand sie auf Anhieb. Erste Erfahrungen als Reporterin sammelte sie beim *Bonner Generalanzeiger* und der *Süddeutschen*, ehe sie Redakteurin bei der *Financial Times Deutschland* und der *FAZ* wurde. Dort war sie in der Wirtschaftsredaktion und betreute das Thema Arbeitsrecht in der wöchentlichen Beilage „Beruf und Chance“. Ihre Karrierechance ergriff Melanie Amann beherzt, als sie 2013 zum *Spiegel* wechselte und das Thema AfD übernahm. Die Frau, die auch im Internet viele Spuren hinterlässt, machte das so eindrucksvoll, dass sie 2015 im Ranking der zehn führenden politischen Journalisten Deutschlands war und 2018 vom *Medium Magazin* zur politischen „Journalistin des Jahres“ gewählt wurde (Bild). Im gleichen Jahr erschien ihr Buch über die AfD: „Angst für Deutschland“, eine fundierte Auseinandersetzung mit der rechtspopulistischen Partei. 2019 wurde sie Leiterin des Berliner *Spiegel*-Büros, war bald Stammgast in den politischen Talkshows und wurde damit in der politischen Arena zum Gesicht des *Spiegel* mit hohem Wiedererkennungswert.





Bei Frank Plasbergs „Hart aber fair“ mitten im Geschehen: Melanie Amann mit (v.li.) SPD-Chef Norbert Walter-Borjans, CDU-Außenpolitiker Norbert Röttgen, der Fraktionsvorsitzenden von Bündnis 90/die Grünen Katrin Göring-Eckardt und dem Historiker Andreas Rödder.

„Der Spiegel ver-
trägt noch mehr
Frauen in Spitzen-
positionen.“

schreiben und rausgehen. Mir fehlt auch die Beschäftigung mit der AfD, aber nicht, weil mir die Leute persönlich so ans Herz gewachsen wären, sondern weil es eben mein Fachgebiet war. Heute bin ich Generalistin.

Und die Insignien der Macht? Eitelkeit ist ja auch im Journalismus nicht selten.

Ich schwebe nicht über dem Wasser und denke gewiss nicht jeden Tag darüber nach, wie toll es ist, Büroleiterin zu sein. Die Redakteurinnen und Redakteure hier sind alle sehr kompetent und selbstbewusst, in den Konferenzen wird durchaus hart gestritten. Damit muss ich klarkommen, das stärkt mich aber auch selbst.

Wie ist der Umgangston beim Spiegel?

Sehr direkt – in bestem Sinne respektlos.

Wie wichtig war die TV-Präsenz für Sie?

Sie war nicht entscheidend, aber sicher ein Faktor. Man muss natürlich den Leuten auffallen, die einen befördern. Und das war in meinem Fall nicht nur die schreiberische Präsenz im Heft. Aber TV-Auftritte müssen einem Spaß machen und zu einem passen. Ich streite leidenschaftlich gerne – egal ob in Konferenzen oder TV-Studios.

Ist es ein Vorteil, Frau zu sein?

Wenn man Leistung bringt, schon ein bisschen. Ich kam zu einer Zeit zum Spiegel, als gerade einige Frauen den

Verlag verlassen hatten. Gute, junge Frauen wurden gesucht. Ich habe deshalb kein Problem mit dem Label Quotenfrau. Aber wegen seines Geschlechts wird niemand befördert. Der Spiegel verträgt auf jeden Fall noch mehr Frauen in Spitzenpositionen. Und mehr Leute aus dem Osten und Migrantinnen, da haben wir noch stärkeren Nachholbedarf.

Früher war der Spiegel für eine zügellose Macho-Kultur bekannt.

Die habe ich schon nicht mehr vorgefunden. Ich kam von der FAZ, wo ja auch nicht geradezu aktive Frauenförderung betrieben wurde. Mir hat nie einer einen roten Teppich ausgerollt, ich bekam nie etwas geschenkt. Frau sein ist beim Spiegel heute kein Nachteil mehr. Es ist eine Nebensache, aber eine wichtige.

War der Aufstieg der AfD für Deutschland ein Unglück, für Sie aber ein Glück, weil Sie ein spannendes Thema hatten?

Das ist mir zu pathetisch, und ich weiß auch nicht, ob es mir zusteht, eine Partei so abzuqualifizieren. Aber es stimmt, dass ich mich durch die AfD, die ja heute in allen Parlamenten sitzt, profilieren konnte. Ich bin mit und an der AfD gewachsen. Wenn die AfD nicht relevant geworden wäre, hätte ich nicht so ein spannendes Thema gehabt.

Und Ihre Kritik an der AfD?

Die Partei vertritt oft Positionen, die ich für sehr problematisch halte, und weckt oder verstärkt Ängste und Aggressionen in bestimmten Gruppen. Sie trägt damit zur Spaltung der Gesellschaft bei, dient eher der Problembeschleunigung als der Problemlösung. Je weiter ich mich beruflich von der AfD entferne, desto mehr bin ich abgestoßen und befremdet von ihrem Kurs. Es fällt mir zunehmend schwerer, in dieser Partei noch die Grautöne zu sehen.



Angstmacher mit radikalem Potenzial

Vier Jahre lang beobachtete Melanie Amann für den Spiegel die AfD und lernte in dieser Zeit die rechtspopulistische Partei kennen wie kaum jemand anders. Ihr Buch bündelt diese oft erschreckenden, gelegentlich auch kurios-banalen Erfahrungen und eröffnet dem Leser den Blick ins Innere des Parteilebens: Wer hat das Sagen, welche Ziele streben sie an? Das Buch zeigt, urteilt die Süddeutsche, welche radikalen Potenziale in der AfD stecken: „Der Report liest sich streckenweise wie ein politischer Roman.“

Melanie Amann: Angst für Deutschland – Die Wahrheit über die AfD, 320 Seiten, Droemer Knauer, 16,99 €.

Sind es die „hässlichen Deutschen“, die es schon immer gegeben hat – hartherzig, ruppig, provinziell?

Es sind eher die ängstlichen Deutschen, deshalb habe ich mein Buch auch „Angst für Deutschland“ genannt, meine Interpretation des Kürzels AfD. Diese Partei lädt Leute dazu ein, ihren Ängsten und Bauchgefühlen nachzugeben und das als Vernunft auszugeben. Wir erleben den ängstlichen Wutbürger. Es ist ein riesenproblem, dass die AfD Leute dazu ermuntert, Pauschalurteile zu fällen und Ausländer und Minderheiten auszugrenzen.

Was ist für Sie der Unterschied zwischen Hetze und Meinungsfreiheit?

Das kann man nicht an einem einzelnen Wort festmachen, sondern am Kontext. Ich finde es absolut legitim, die Politik von Angela Merkel scharf zu kritisieren. Es gab ja wirklich im Bundestag von 2013 bis 2017 keine Kraft, die sich offen gegen die Flüchtlingspolitik der Regierung gestellt hat. Insofern hat die AfD eine Lücke geschlossen, das ist legitim. Für mich wurden trotzdem schon Grenzen überschritten, als Frauke Petry das bunte Deutschland als „Komposthaufen“ beleidigte oder Alexander Gauland die Nazizeit als „Vogelschiss“ in der Geschichte verharmloste. Wenn ein Flüchtling kriminell wird, wird so getan, als ob die Gefahr von jedem einzelnen Flüchtling und Muslim ausgeht. Da hat die AfD neue Standards gesetzt, die eine Gesellschaft vergiften.

Erkennt man Rassismus daran, dass sich die AfD nie über Verbrechen von Deutschen aufregt, nur über die von Menschen mit Migrationshintergrund? Und dabei klammheimliche Freude empfindet?

Das ist schon mein Eindruck, Rassisten tun so etwas generell.

Hat auch der Spiegel die AfD groß gemacht?

Ich finde, das ist mittlerweile eine müßige Debatte. Ich wurde auf Parteitag als Feindin der AfD öffentlich benannt, andererseits haben viele AfD-Politiker nach der Aufmerksamkeit der Spiegel-Redakteurin gegiert. Letztlich muss jede Redaktion einen Mittelweg finden, wie sie die AfD behandelt. Wir verfolgen schon seit Jahren die Linie, dass wir nicht über jeden Tabubruch berichten und über jedes Hölzchen springen müssen, sondern eher die größeren Linien aufzeigen, sei es bei Personalquerelen oder Programmdebatten oder Spendenkandalen. Aber richtig ist auch: Nicht Journalisten, sondern die Wahlergebnisse haben die Partei relevant gemacht. Darüber können wir nicht hinweggehen und diese Partei nicht ignorieren.

Also alles richtig gemacht?

Keinesfalls. Wenn ich zurückblicke, habe ich gerade in der Anfangszeit der AfD Entwicklungen überkritisch angeprangert, die im Vergleich zur AfD von heute eher harmlos waren. Und wo die AfD berechtigte Kritik übt, muss man das auch anerkennen. Ich höre oft, dass →

Mit „Komposthaufen“ und „Vogelschiss“ hat die AfD Grenzen überschritten.

ANZEIGE



IHR DIE POLITIK – WIR DAS BIER!

Wildmosers
Restaurant · Cafe

Wildmosers Restaurant · Partner des PresseClub München · Marienplatz 22 · 80331 München · Tel: +49 89 238 86 696



Foto: Hans Christian Plambeck/afp

Melanie Amann im Gespräch mit Brandenburgs AfD-Vorsitzenden Andreas Kalbitz. Der Spiegel hat dessen Nähe zu Neo-Nazis aufgedeckt.

unsere Berichte ja nicht verhindern, dass Leute die AfD wählen. Aber wir wissen ja nicht, wie die Wahlergebnisse ohne Enthüllungen über rechtsradikale Umtriebe in der AfD ausgefallen wären. Wenn der Wähler der AfD die Konzeptionslosigkeit, die Radikalisierung und das parteinterne Chaos verzeiht, müssen wir das akzeptieren. Aber ich glaube, es hat schon eine

Wirkung, wenn der Wähler in Brandenburg erfährt, dass der AfD-Chef Andreas Kalbitz mit Rechtsradikalen in Griechenland war und dort eine Hakenkreuzfahne über den Balkon hing – was er natürlich bestreitet.

Sie haben auch einen Waldspaziergang mit Björn Höcke unternommen, war das nötig, verharmlost man ihn dadurch nicht?

Ich glaube nicht, dass ihm diese Geschichte geholfen hat. Seine Aussagen sprachen für sich. Wir wollen unseren Lesern ja auch nicht vorschreiben, was sie denken sollen. Die Höcke-Story bereue ich nicht. Anderes schon. Zum Beispiel, wie scharf wir in der Anfangsphase der AfD mit Leuten wie Bernd Lucke umgegangen sind. Der Gründer der AfD ist längst ausgestiegen und lehrt heute wieder als Professor an der Hamburger Uni. Ich glaube zwar, dass Bernd Lucke sich bis heute nicht eingestehen kann, welche Fehler er in der AfD gemacht hat. Trotzdem kritisiere ich, dass er von jungen Leuten an den Vorlesungen gehindert wird, wie es geschehen ist. Kein Mensch sollte für alle Zeiten aus dem politischen Leben ausgeschlossen werden, aus dem wissenschaftlichen schon gar nicht. Der Eurokritiker Lucke lehrt ja nicht mal über den Euro.

Haben Sie Mitleid mit Frauke Petry, der anderen tragischen Figur der AfD?

Mitleid ist zu viel gesagt, aber sie ist schon ein bisschen ein tragischer Fall. Wenn sie Politik nicht als ständigen Kampf mit den Parteifreunden verstanden hätte, könnte sie heute noch in der AfD sein und die Partei wäre vielleicht eine andere. Ich habe Petry kürzlich einmal in der ersten Reihe bei einer Veranstaltung von Angela Merkel gesehen, sie hat sogar geklatscht. Petry ist bei allen politischen Irrtümern eine intelligente, taffe Frau. Normalerweise wäre so jemand ein Gewinn für eine Partei wie die CDU, aber mit Petrys Vorgeschichte und ihren früheren Attacken auf die CDU könnte die Partei ihr heute kaum eine Chance geben. Das würde allen Beteiligten um die Ohren fliegen.

Es gibt den Vorwurf an den Journalismus, dass er die Welt verzerrt darstellt – weil viele Medien sehr gerne über das Negative berichten und ungern über das, was klappt.

Das mag stimmen, aber der Spiegel kann kein Feel-good-Magazin werden. Dafür gibt es andere Medien. Wir müssen den Finger in die Wunden legen, in alle. Das ist unsere Kernkompetenz. Es ist nicht unsere Aufgabe, konstruktive Lösungsvorschläge zu machen, da fallen wir aus unserer Rolle raus, das müssen die Regierenden schon selbst tun.

Haben Sie manchmal Erbarmen mit Politikern?

Ja, ich habe ein sehr positives Bild von den allermeisten Politikern, sie leisten ein enormes Arbeitspensum, manche arbeiten 60 bis 80 Stunden pro Woche. Dafür werden sie dann oft extrem angefeindet und kritisch beäugt, wenn Karrieren enden. Ich kann verstehen, dass gerade jüngere Politiker sich nach dem Ausstieg aus der Politik ein neues Leben aufbauen wollen. Das alleine finde ich noch nicht verwerflich. Wir schauen aber genau hin, wenn sie gegen die Transparenzregeln ihre Adressbücher versilbern wollen.

Sie selbst haben zwei Berufe: Sie sind promovierte Juristin und Journalistin. Ist an Ihnen eine große Juristin verloren gegangen?

Ich war nie eine Vollblut-Juristin und wäre wahrscheinlich eher am Amtsgericht Siegburg als beim Bundesverfassungsgericht gelandet. Der Journalismus liegt mir deutlich mehr als die Beschäftigung mit Paragraphen.

In Ihrer Doktorarbeit geht es um die Selbstbestimmung von Arbeitnehmern, die ist ja beim Spiegel vorbildlich. Der Belegschaft gehört die Hälfte des Verlags.

Ja, dieses Modell hat sich erstaunlich lange bewährt. 2020 haben wir jetzt auch begonnen, Spiegel und Spiegel online zu vereinen, die Online-Kollegen besserzustellen und sie in die Mitarbeiter-KG zu übernehmen. Und das alles ohne uns zu zerfleischen. Eine große Leistung, finde ich.

Sind Spiegel-Journalisten satt, weil sie so viel Geld verdienen? Neben dem Monatsgehalt gibt es ja noch eine üppige Jahresgewinnbeteiligung. Davon können die meisten Redakteure nur träumen.

Theoretisch könnte das so sein, aber ich habe nicht den Eindruck, dass wir saturiert sind. Wir brennen alle für unseren Job. Und die Gehälter sind lange nicht mehr so hoch wie vor 30 Jahren.

Wie haben Sie Ihre Zeit in München erlebt, Sie haben ja an der Deutschen Journalistenschule Ihr Handwerk gelernt?

Die Zeit an der DJS war für mich ganz wichtig und prägend. Nach dem Jurastudium musste ich erst den Einstieg in den Journalismus schaffen, und ohne die Münchner Zeit hätte ich das zumindest nicht so schnell geschafft. Die Münchener Freundschaften und Kontakte sind bis heute eine große Hilfe.

Welchen Rat können Sie jungen Journalisten und Journalistinnen geben? Ist Journalismus immer noch einer der besten Berufe der Welt, obwohl er für viele zunehmend prekär geworden ist?

Aber ja. Die Leute sind heute eher bereit, im Internet für guten Journalismus zu bezahlen. Journalismus ist transparenter und durchlässiger geworden. Mit guter Arbeit in einem Spezialgebiet kann man sehr schnell Aufsehen erregen. Die Chancen sind größer geworden, wenn man multimedial arbeiten kann. Und sagen, was ist, das alte Motto des Spiegel, das bei uns an den Wänden steht, ist immer aktuell. ■



Manfred Otzelberger, 60, geboren in Forchheim und seit 2007 Redakteur bei der BUNTEN. Er ist zuständig für Prominenten-Interviews und hat Biographien über Gabriele Pauli, Martin Schulz und Annegret Kramp-Karrenbauer geschrieben. Beim PresseClub ist er Vorstandsmitglied.